

Wanderungen in Korsika [Fortsetzung]

Autor(en): **Täuber, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bern hinunter und füllte aus flacher, langgeschnäbelter Kanne Del nach, wo es nötig war.

„Ich will dem Lokomotivführer ‚Gutenabend‘ sagen,“ flüsterte Rösli ihrem Manne zu, „hat du nicht ein paar Zigarren, aber keine Schächten?“

Er kramte lächelnd in der Tasche und leerte ihr ein Étui in die Hand.

„Guten Abend, Herr Lokomotivführer,“ rief sie zum Fensterchen hinauf und streckte das vielbegehrte Brennmaterial in die Höhe. „Da ist etwas auf die Reise. Fahren Sie uns gut, denn wir möchten noch nicht gerne sterben.“

Der so unverhofft Angeredete lachte und schmunzelte und dankte mit tiefer Basstimme. Als sich gerade auch der Heizer wieder zeigte, erhielt er das gleiche Geschenk, was er sich gefallen ließ, ohne ein rechtes Wort finden zu können, denn so etwas war ihm noch nie passiert. Er zog dafür an seiner roten Halsbinde, als sei sie ihm plötzlich zu eng geworden, und das mochte wohl „dank schön“ bedeuten.

Rösli machte übermütig rechtsumkehrt und faßte ihren Mann wieder am Arm.

„Wenn die beiden jetzt nur nicht zu viel an die Zigarren denken und dabei eine rote Laterne übersehen,“ lachte sie. Hans drückte sie ganz gerührt an sich. Wie gut sie war, wie gut. Ja, so ein Mädchen konnte wirklich die Welt erlösen. Ganz selig sagte er es ihr ins Ohr.

„Meinst du? Ja, siehst du, wenn man glücklich ist! Du mußt nur machen, daß ich immer glücklich bin.“

„Ich werde schon dafür sorgen,“ sagte er. „Und warum solltest du nicht immer glücklich sein?“

„Man kann nie wissen, sagte sie mit ernster Weisheit, hinter der lächelnder Uebermut lauerte.

Langsam schritten sie wieder ihrem Abteil zu. Die Maschine hinter ihnen begann zu lärmen und zu pusten. „Ganz wie ein ungeduldiges Pferd,“ sagte Rösli. Es schien ihr, als stehe die gewaltig gebändigte Kraft des Eisenbahnzuges nur ihretwegen da. Ein Zeichen — und sie rollte donnernd mit ihnen nach Italien.

Aber wer wartete dort nahe am Wagentritt und kam ihnen nun langsam entgegen? War es wirklich sein Chef? Hatte er die fröhliche Tafel und die festliche Schar der Hochzeitsgäste verlassen, um ihnen nochmals Lebwohl zu sagen? Aber warum dies Leichenbittergesicht?

„Lieber Herr Steiner!“ begann Herr Pfeiffer. „Es tut mir leid...“

„Was ist denn geschehen?“

„Es tut mir, wie gesagt, sehr leid, aber Sie können nicht reisen, Sie dürfen nicht reisen. In Graubünden ist nicht alles in Ordnung. Die Regengüsse haben das Terrain zum Rutschen gebracht.“

Nun folgte eine kurze, sachliche Auseinandersetzung, der Hans Steiner aufmerksam lauschte. Rösli stand auf einmal ganz einsam und verlassen da. Der Lärm der Lokomotive machte es ihr unmöglich, alles zu hören; nur abgebrochene Worte wurden ihr verständlich: Risse, Rutschungen, zwei Zentimeter, Stollen... Was ging sie das an? Sie mußten ja einsteigen, sonst fuhr ihnen der Zug vor der Nase weg.

Aber ihr Mann hatte schon einem Dienstmann gewinkt. Die Reisetaschen wurden aus dem Abteil getragen. In schnellem Lauffschritt lief einer zum Packwagen. Die Koffer wurde lärmend wieder herausgehoben, und Herr Pfeiffer nahm Abschied, nachdem er nochmals sein Bedauern ausgesprochen hatte.

„Es tut mir sehr leid, liebe Frau Steiner, aber ich hoffe, daß Sie die Hochzeitsreise bald nachholen können. Das Leben nimmt eben leider keine Rücksichten.“

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte sie Hans, als er sie in den Wartesaal führte. „Hab' ich denn gar nichts mehr zu sagen? Warum fahren wir nicht weg? So gib mir doch endlich eine Erklärung!“ (Fortsetzung folgt.)

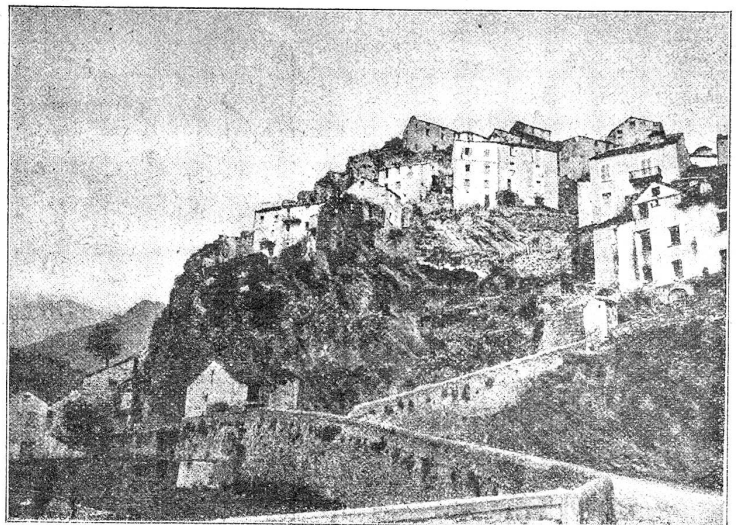
Wanderungen in Korsika.

Von Dr. C. Täuber.

2

In Corte und Umgebung.

Nach diesem ersten, sympathischen Einblick in korsisches Leben fuhren wir mit der Eisenbahn ins Innere, nach dem 5000 Einwohner zählenden und 393 Meter über Meer gelegenen Städtchen Corte. Für die schmalspurigen C. F. C. (Chemins de fer de la Corse) bedarf es keines dickleibigen Kurshandbuches; ein einfaches Blättchen genügt; gibt es doch nur eine Hauptlinie, eine Nordost-Südwest-Bahn, Bastia-Casamozza-Ponte Leccia-Corte-Ajaccio, mit bloß zwei Abzweigungen: von Casamozza der sumpfigen, im Sommer fieberreichen Ostküste entlang nach Ghisonaccia und von Ponte Leccia nach dem Hafen des nordwestlichen Landes teiles, nach Calvi. Der Kilometer kostet in 3. Klasse 6 Rp., ein Billet Bastia-Corte (74 Kilometer) also Fr. 4.55. Die Züge dampfen offiziell fünf Minuten später ab als im Fahrplan angegeben, was mir nicht unpraktisch erscheint; sind doch die Dörfer gar weit auseinander und namentlich auch von der Bahnlinie entfernt gelegen, so daß man sich leicht um einige Minuten verrechnen kann. — Die Fahrt war kurzweilig, landschaftlich sowohl wie gesellschaftlich. Unweit Bastia sahen wir in den Niederungen, den Lagunen von Biguglia, Gartenheden aus Agaven gebildet. Bald kamen wir ins Gespräch mit einem jungen Mann, der in Bastia das Lyzeum durchgemacht und jetzt in einem Bergdörfchen der nahen Landschaft Casinca sich der Landwirtschaft widmet. Er verkauft Gemüse nach Bastia und Bri-meurs (Erdlinge) nach Nizza und lud uns ein, ihm bei unserer Rückkehr einige Tage Gesellschaft zu leisten, welchem Wunsch wir lediglich mit Rücksicht auf nicht passende Dampfbootverbindung keine Folge leisteten. In Casamozza



Corte mit der Zitadelle von der Restonica-Brücke.

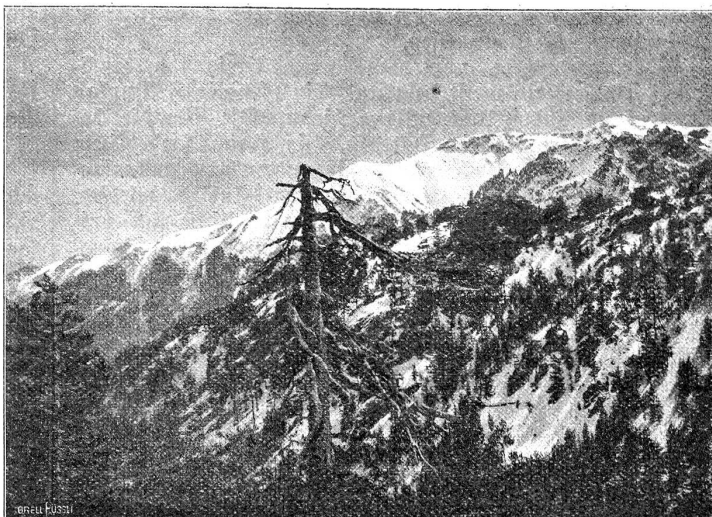
machte er uns auf eine Fabrik mit Tannin- oder Gallusäure (acido gallico) aufmerksam, die einem Deutschen gehöre. Das Tannin wird hier aus Kastanienholz gewonnen; man verwendet es in der Medizin, zur Bereitung von Tinte, zum Beizen, zum Klären von Bier und Wein usw. Die meist italienischen Arbeiter haben einen Taglohn von Fr. 2.50.

Die Linie biegt nun in das Tal des Golo ein (bei den Alten „Tuolo“ genannt), welcher mit 75 Kilometer Länge der größte Fluß Korsikas ist und dessen höchsten Bergen, denen westlich von Corte, entspringt. Die Landschaft besitzt viele malerische Reize: über den Schluchten dehnt sich die Macchia bis hinauf zu den Höhen, von denen hier und da ein Dörfchen neugierig auf die moderne Kultur hinunterguckt. Wiesengelände ist rar und demgemäß auch das Rindvieh. — Als neue Begleiter setzen sich zwei Gendarmen zu uns; sie garnisonierten einst in Chambéry, von wo sie nach Genf zu gehen pflegten, um Tabak zu holen. Bei der Bifurkation Ponte alla Leccia herrschte verhältnismäßig viel Verkehr; dann ward's wieder ruhig. Man sah einige Arbeiter in Weinbergen und Getreidefeldern, sonst nichts als Macchia. Als Sehenswürdigkeiten in diesem rauhen, fargen Lande mußten schon so wenig hervorragende Objekte notiert werden wie: eine Ziegelei bei der Station Francardo und eine Blei- und Schwefelmine, die bei Omessa mit importierter Kohle betrieben wird.

Blöcklich tat sich ein ebenes Gelände auf und in dessen Hintergrund zeigte sich ein allerliebtestes Städtchen: es war Corte. Den Revers de la Médaille sahen wir erst später. Vorerst logierten wir uns im „Grand Hôtel“ Paoli ein. Es ist das meist aufgesuchte, wird von einer ältern, rüstigen Dame sauber und gut geführt, und es werden 9 Fr. im Tag für vollständige Pension bezahlt. Die korsischen eigentlichen Hotels sind meist so eingerichtet, daß man vom Gang in einen größern Eßsaal gelangt. In diesen münden vier geräumige, ordentlich ausgestattete Schlafzimmer, je zwei ineinandergehende auf jeder Seite. Der eine der beiden Eßsäle scheint für die Jünger Merkurs, der andere für Bergnützensreisende und höhere Beamte reserviert zu sein. Den letztern umlagerten eine junge Engländerin und eine ältere Dame auf der einen Seite, ein berittener Gendarmerie-Hauptmann und ein Franzose in Zivil auf der andern Seite. Dann kamen auch noch fünf jüngere Offiziere der Garnison zur Mahlzeit. Das Hotel liegt an der Hauptstraße, dem Cours oder Corso Paoli, an dessen Hauptplatz ein Bronzestandbild des Pasquale Paoli steht.

Mit diesem Paoli verhält es sich folgendermaßen: im Jahre 1730 empörten sich die Korsen gegen das drückende Joch der Genuesen; in Corte sprachen sie die ewige Trennung Korsikas von Genua aus und fanden bald in dem deutschen Abenteurer Baron Theodor von Neuhof einen ihnen geeignet scheinenden König. Indessen rief Genua 1738 die Franzosen zu Hilfe, und aus war's mit der Königsherrschaft! Die Korsen erhoben sich aber immer wieder aufs neue, und unter diesem Paoli gelang es ihnen, die Genuesen nach und nach aus der Insel zu werfen. Da fand es Genua 1768 für geraten, die Insel an Frankreich zu verkaufen. Auch gegen die Franzosen kämpften die Korsen unter Paolis Führung und trugen während der französischen Revolutionszeit mit britischer Hilfe vorübergehende Erfolge davon. Doch kurz bevor des „Großen Korsen“ Stern aufging, 1796, siegte Frankreich endgültig.

Was dem Städtchen einen ungemein malerischen Anblick verleiht, ist die hoch auf einem Felsen die Wohnhäuser überragende ehrwürdige Zitadelle, der „Stronghold“ der Korsen in so mancher Schlacht. Sie ist zwar nicht der älteste, aber doch ein alter Teil Cortes und ward 1420 erbaut. Da „Corte“ Hof, Gehöft heißt, müssen wir seine



Am Weg zum Monte Rotondo.

Entstehung an einem andern Ort suchen, westwärts von der Stadt, am Südfuß des hochragenden Felsens, dort, wo jetzt noch ein eigentümliches ländliches Gehöft, eine ganze Vereinigung von gemauerten Ställen für Schafe, Ziegen, Maultiere, Pferde und Hühner die Neugier der Reisenden fesselt. Am Südhang des Felsens stehen denn auch nach dem Zeugnis der Einwohner die frühesten Wohnhäuser des Ortes. Schöner kann man kaum irgendwo die Entstehungsgeschichte einer Stadt studieren und mit eigenen Augen verfolgen als gerade hier.

Ich habe bereits die Kehrseite der Medaille angedeutet. Ich meinte damit nicht dieses schmutzige Gehöft; nein, das haarsträubendste, was man in einer europäischen Stadt sehen kann, befindet sich im Innern selbst, in den engen Hintergäßchen. Da ragen aus den Fenstern der fast durchweg sehr hohen Häuser, deren Besitz sich je auf eine Menge Bewohner verteilt, die Abtrittsröhren gegen die Gasse hinab; ob sie überhaupt einmal bis auf den Grund reichten, weiß ich nicht; jedenfalls tun sie es heute nicht mehr und nehmen ihr Ende bei allen Stockwerken. Der Inhalt plätschert auf die Straße und ist da im Laufe der Jahrhunderte auf 50 Zentimeter bis 1 Meter Dichtigkeit angewachsen, einen pestilenzialischen Gestank verbreitend, so daß es einen nur wunder nimmt, wie so die Einwohner Cortes nicht längst von Seuchen dahingerafft worden sind. Hunde, Katzen und Vögel amüsieren sich Nahrung suchend auf diesem Konglomerate, das kein Sturzregen wegzuspülen vermag, es sei denn, ein neuer Herkules leite den Tavignanosfluß oder die Restonica hindurch. Welche Anomalie zwischen diesem Infektionsherd und den elegant gekleideten hübschen Mädchen auf dem Corso Paoli, den Entfesselten jener heldenhaften Frauen Cortes, welche schwuren, so lange nicht zu heiraten, bis ihr Vaterland von der verhassten genuesischen Herrschaft befreit sei, damit sie keinen Sklaven das Leben schenken müßten!

Wenden wir uns nun einem poetischeren Bilde zu. Wir stehen hoch oben bei der Zitadelle und blicken weit über das seltsame Land. Mitten aus Feld und Macchia ragen im Halbkreis da und dort dunkle Zypressengruppen hervor und unter jeder solchen Gruppe liegt im kühlen Schatten eine Totengruft. Die Korsen hängen pietätvoll an der familienweisen Bestattung ihrer lieben Angehörigen. Herdenmäßige Anlage der Gräber wie auf den Friedhöfen des Kontinents sieht man keine. Gen Westen schließen hohe, jetzt noch mit reichlichem Schnee bedeckte Berge von troziger Form den Horizont. 2600 bis 2700 Meter hoch reden sie sich über das nahe Meer empor. Zwei forellenreiche Flüsse tragen ihre Wasser in langgestreckten, schluchtentiefen

Paralleltälern nach Corte, um von da vereint ostwärts dem Toskanischen Meer zuzueilen.

Das nördlichere, vom ungestümen Tavignano durchflossen, wollen wir zuerst besuchen. Ein schmaler Felsenpfad führt seinem linken Ufer entlang hinan. Die Macchia begleitet die Hänge. Kein Dörflein, kein Haus, sendet dem Wanderer Gruß. Doch weiter hinten machen Kastanienhaine, Fichten- und Lärchenwälder den Anblick belebter. Wir treffen Holzarbeiter an ihrem Tagewerk; sie sind uniform in braune Manchesterkleidung gehüllt. Den Transport des behauenen Holzes besorgen die Maulesel, von denen jeder mehrere Balken, mit aller Sorgfalt in der Längsrichtung verladen und gut ausbalanciert, im Gesamtgewicht von zirka 200 Kilo den holperigen Weg mit bewundernswerter Geschicklichkeit und Ausdauer nach Corte hinunterträgt. Auch einem Forellenangler begegnen wir, der drei Pfund des geschätzten Fisches erbeutet hatte. In Corte bezahlt man ihm Fr. 1.20 für das Pfund. Dann sehen wir einen Ruhhirten, dessen paar kleine, dunkelbraun gefleckte, brandmagere Kühelein scheu zur Seite springen. Die Tiere bleiben den ganzen Sommer über hier in der Wildnis und suchen zwischen dem Macchiaaestrauch das bißchen vorhandene Gras. Sie liefern keine Milch nach Corte und werden bloß zur Aufzucht gehalten, um einen Erlös von 100 bis 120 Fr. einzubringen. Schließlich stoßen wir auf die letzten lebenden Wesen im Tal, eine Ziegenherde von 200 Stück, welche die Hirten gerade zusammentreiben, um sie bei einem Unterschlupf unter einem Felsen zu melken. Die höflichen Männer plaudern gern mit uns, und als wir nach Corte zurückkehrten, schloß sich uns der eine mit seinem halbwüchsigen Sohn an. Der lernbegierige intelligente Bursche wollte zeigen, daß er in der Schule ein wenig Deutsch gelernt habe und frug uns ganz korrekt eine Reihe von Wörtern und Sätzen vor. (Fortsetzung folgt.)

Wenn der Kuckuck ruft.

Wohl kein anderer Vogel spielt im Volksglauben und in den Sprichwörtern eine solche Rolle, wie der Gaudich, der Kuckuck. Dies ist nicht etwa nur bei dem deutschen Volke so, sondern bei fast allen Völkern. Einmal ist der Kuckuck ein Prophet, der alles weiß. Vielleicht rührt dies daher, weil er zu den Göttervögeln des alemannischen und slavischen Heidentums gehörte. Hören wir einmal, was er alles prophezeien kann. Dann haben wir in Zukunft sicher noch mehr Respekt vor diesem Allerweltsvogel. Wer den Kuckuck zum erstenmal im Frühling schreien hört, greift gewiß in die Tasche, um festzustellen, wie viel Geld er hat. Hat er zufällig ein ordentliches Sümmechen bei sich, dann kann er getrost sein, denn er wird das ganze Jahr durch welches sein eigen nennen. Hat er aber wenig oder keines, dann wird sich der Mangel an Ueberfluß sicher erst beim nächsten Frühjahrsruf beheben lassen. Viele fragen den Vogel:

„Kuckuck im grünen Wald,

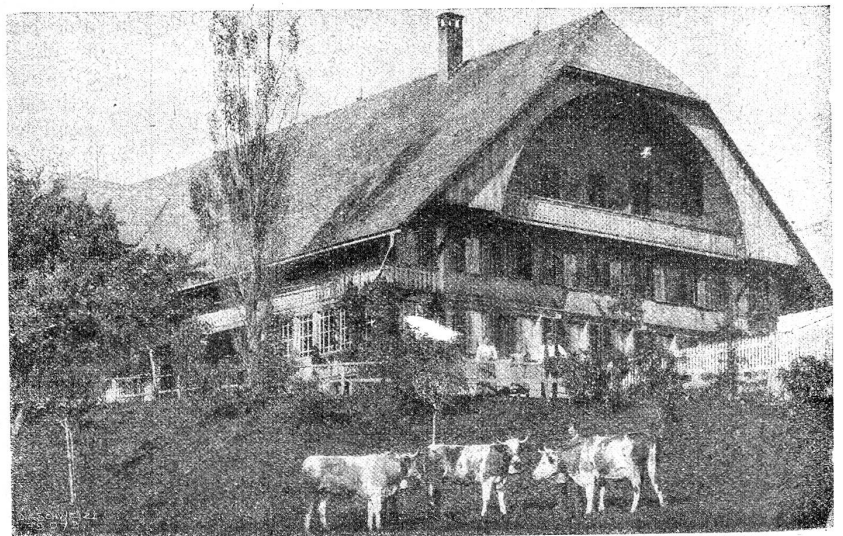
Wie viele Jahre bin ich alt?“

Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten und hat den Vorteil, daß man sie gleich auf ihre Richtigkeit prüfen kann, bevor man die andere, viel inhaltschwerere Frage nach der Zahl der noch zu lebenden Jahre stellt. So oft der Kuckuck ruft, so viele Jahre hat man nämlich noch zu leben. Junge Burschen und Mädchen möchten gerne wissen, wann sie in den heiligen Stand der Ehe eintreten werden. Auch dies läßt sich aus der Zahl der ersten, ohne lange Pausen sich folgenden Rufen herausrechnen. Sind es gar zu viele Rufe, so macht man einfach aus der Zahl statt Jahre Monate (Thüringen).

Hat man beim ersten Kuckucksruf Hunger, so ist das recht schlimm, denn man wird sich das ganze Jahr durch nie so recht satt essen können (Tirol). In Böhmen fragen die Frauen den Kuckuck, wie viele Kinder sie noch kriegen. Auch dies weiß der Vogel nämlich haargenau. In Südtirol glaubt man, es stehe ein großes Glück bevor, wenn sich der Kuckuck ausnahmsweise einmal auf ein Hausdach setzt. Anderwärts sieht man es nicht gerne, wenn er den Häusern zu nahe kommt, denn dann muß man ein schlechtes Jahr erwarten. Kommt er gar in den Garten, so wird ein Mädchen des Hauses zu Fall kommen. Ist man beim ersten Ruf barfuß, so bekommt man böse Füße. Auch auf die Gegend, aus welcher der erste Kuckucksruf erschallt, muß man achten. Kommt er von Osten, so weisagt er Glück, von Westen dagegen Unglück. In Thüringen wird geraten: Wenn du zum erstenmal den Kuckuck rufen hörst, so greife, ohne dich umzusehen, hinter dich, rückwärts auf die Erde. Was du erfassest, ist gut gegen Wanzen. Ruft der Kuckuck nach Johanni, so wird der Nachsommer schlecht. In Schweden wird der Rat gegeben, den Baum, auf welchem der Kuckuck eben gerufen hat, zu umarmen, dann erleichtere man einer werdenden Mutter die Geburt. Wenn der Kuckuck zum erstenmal ruft, bevor die Bäume sich belauben, so bedeutet dies nach ruthenischem Glauben für einen Dieb Unglück, da ihm nun ein ganzes Jahr lang kein Diebstahl glücken werde. Aber auch da gibt's zweierlei Meinung, indem anderwärts ein fruchtbares Jahr prophezeit wird, wenn der Kuckuck vom unbelaubten Baume den Frühling verkündet. Die Polen glaubten weiland, Gott verwandle sich im Frühling in einen Kuckuck, daher könne dieser Weissagen. In Westfalen feierte man ein fröhliches Frühlingfest, wenn man den Kuckuck rufen hörte und beschenkte denjenigen, der einem die frohe Kunde überbrachte, mit einem Ei.

In gar vielen Redensarten wird der Vogel mit dem aschgrauen Gefieder, der nach einem Märchen ein verzauberter Bäckermeister oder Müllergeselle sein soll, mit dem Teufel in Verbindung gebracht, vielleicht deswegen, weil der Kuckuck weiland ein Göttervogel war. Es schickt sich nicht immer, jemanden zum Teufel zu wünschen, dagegen darf man ihn sehr wohl zum Kuckuck wünschen und sagt damit ungefähr das gleiche. Wenn wir etwas suchen müssen, so brechen wir in den Jammerruf aus: „Weiß der Kuckuck, wo das wieder steckt.“ Was der Kuckuck nicht alles wissen soll!

Bekannt ist der alte Glauben, daß sich der Kuckuck im Winter in einen Raubvogel verwandle und als solcher sogar seine eigenen Pflegeeltern fresse. Schon Plinius hat diesen Glauben erwähnt und wir finden ihn weiter in einem



Der Üstlg wott do. — Bauernhaus im Gugglsberg.